

(Nachdruck verboten.)

33]

## Esther Waters.

Roman von George Moore.

Diese Nacht mußte Esther nun jedenfalls im Armenhause verbringen, und was dann?

Sie wußte es nicht. Sie konnte auch ihre Gedanken nicht festhalten, und wieder irrte sie planlos in den Straßen umher. Endlich blieb sie auf einer Brücke stehen, sah den dunklen Abendhimmel an mit seinen silbernen Sternen, und das mächtige Wasser, das da unter ihr, zu ihren Füßen unablässig wogte und plätscherte. Sie wußte nicht mehr, was thun, was denken. Sollte sie wirklich in dieser sternenhellen, großen, reichen Stadt mit ihrem Kinde elend sterben? Zu Grunde gehen? Und warum, warum? Es blieb ihr jetzt nur noch das Armenhaus! Aber dieser Gedanke war ihr so schrecklich; mitunter glaubte sie, daß sie wahnsinnig würde; mit Gewalt hielt sie endlich ihre Gedanken zusammen und fragte sich, warum sie denn nicht ins Armenhaus gehen wolle, wenigstens für diese Nacht. Um ihretwillen wäre es ihr egal gewesen, aber um ihres Kindes willen; mit ihm ging sie so ungerne dahin. Doch schließlich, wenn es Gottes Wille war, so mußte sie sich fügen. Aber selbst dieser Trost vermochte sie nicht zu überzeugen, und wieder wanderte sie planlos auf der Brücke auf und nieder. Es war eine kalte Nacht; sie wickelte ihr Baby fest in ihr Tuch ein und veruchte noch einmal sich zu überreden, das Obdach des Armenhauses anzunehmen. Alles, was sie hier sah, erschien ihr fremd und so seltsam! Die blasse, glasige Scheibe des Mondes da hoch oben am Himmel, die vielen Lichter, die Goldstücken gleich vom Ufer ins Wasser zu fallen schienen, und wieder mußte sie denken: das Armenhaus, das Armenhaus! Was hatte sie verbrochen, um ein so bitteres Schicksal zu verdienen? Und vor allem, was hatte das unschuldige Kind verbrochen? Sie hatte das Gefühl, daß, wenn sie erst einmal das Armenhaus betreten hätte, sie für immer dort bleiben und für immer gebrandmarkt sein würde. Dann waren sie und ihr Kind für ewige Zeiten Bettler. Aber was sonst, was sonst? Was kann ich denn sonst thun? fragte sie sich noch einmal verwirrt und setzte sich müde auf eine der Bänke nieder.

Ein junger Mann in Gesellschaftstoilette ging an ihr vorüber und betrachtete sie. Der Gedanke schoß ihr durch den Kopf, ihm nachzulaufen und ihm ihre Geschichte vorzutragen. Warum hätte er ihr denn nicht helfen sollen? Es wäre ihm gewiß ein leichtes gewesen; vielleicht, vielleicht thäte er's!

Aber bevor sie sich noch entschließen konnte, ihn anzureden, hatte er schon eine Droschke bestiegen und war davongefahren. Sie blickte zu den Fenstern der großen Hotels hinauf und dachte an die vielen, vielen reichen Leute, die dort wohnten und denen es ein leichtes sein würde, sie vor dem Armenhause zu bewahren. Hinter diesen Fenstern klopfte gewiß mehr als ein gütiges Herz, welches ihr gern geholfen hätte, wenn sie sich ihm hätte offenbaren können. Aber da lag eben die Schwierigkeit; sie konnte doch keinen anreden und ihm ihre Geschichte erzählen; und keiner konnte von selbst das Elend ahnen, welches sie erduldet; und sie war außerdem ja auch noch so unwissend, so ungebildet, sie hätte sich gar nicht einmal verständlich zu machen gewußt. Man würde sie für eine gewöhnliche Bettlerin gehalten haben.

Nein, nein; nirgends konnte sie Hilfe finden — als eben nur im Armenhause! Ja, dort mußte sie hin! Der Gedanke an ihr fürchtbares Elend wirkte sie fast, und auf der Höhe der Verzweiflung angelangt, schoß ihr einmal, ein einziges Mal der Gedanke durch den Kopf, ob sie doch nicht besser daran gethan hätte, ihr Kind bei Mrs. Spires zu lassen. Wozu sollte denn der arme, kleine Kerl auch leben?

Ein zweiter junger Mann im Gesellschaftsanzug kam ihr entgegen. Er sah so glücklich, so behäbig aus, er ging mit solch langen, elastischen Schritten einher. Er blieb vor ihr stehen und fragte sie, ob sie spazieren ginge.

„Nein, mein Herr! Ich bin im Freien, weil ich nicht weiß, wohin ich gehen soll.“

„Wie kommt denn das?“

Und er setzte sich neben sie nieder, und sie erzählte ihm die ganze Geschichte von ihrem Elend. Er hörte sie gütig an,

und sie glaubte schon, daß nun etwas Wunderbares passieren würde. Er aber machte ihr nur ein Kompliment über ihren Mut und ging weiter. Da merkte sie, daß es ihm nicht gefallen hatte, eine traurige Geschichte anzuhören. Nun kam ein Strolch und setzte sich zu ihr auf die Bank.

„Gleich,“ sagte er, „wird ein Schutzmann kommen und uns fortjagen von hier. Aber eigentlich ist's mir egal; es ist doch zu kalt, um hier zu schlafen; ich glaube, es wird bald regnen, und ich habe einen so schrecklichen Husten.“

Sollte sie sich ein Obdach für die Nacht bei Mrs. Jones erbitten? Aber das war noch so weit, so weit! Sie glaubte gar nicht, daß sie überhaupt im Stande wäre, noch so weit zu gehen. Und wenn Mrs. Jones vielleicht fortgezogen wäre, was sollte sie dann thun? Schließlich — das Armenhaus in jener Gegend war um nichts besser als das Armenhaus in dieser Gegend! Und ein Nachtquartier, was würde ihr denn auch das viel nützen? Mrs. Jones konnte sie nicht umsonst bei sich behalten, und sie konnte sich auch kein zweites Mal nach einer Stelle als Amme umsehen; denn das Hospital würde sie nicht wieder empfehlen. Wieder begannen ihre Gedanken sich nach allen Windrichtungen hin zu zerstreuen. Sie mußte plötzlich an ihren Vater denken, an ihre Brüder und Schwestern, die nach Australien gefahren waren. Ob die wohl dort angekommen waren? Und ob sie an sie dachten und ob —?

Die im Mondenschein daliegende große Stadt startete ihr eifrig ins Antlitz, und sie und ihr Kind waren auf dem Wege zum Armenhaus! Wer hätte je geglaubt, daß sie so tief sinken würde! Sie und ihr Knabe würden Bettler werden! Ihr Blick fiel auf den Strolch neben ihr. Er war eingeschlafen; er kannte gewiß das Innere des Armenhauses gut. Sollte sie ihn fragen, wie es dort wäre? Auch er besaß wohl keinen Freund in der weiten Welt. Sonst würde er nicht hier am kalten Flußufer schlafen. Er konnte ihr wenigstens den Weg nach dem Armenhause zeigen. Sollte sie ihn danach fragen? Aber der arme Mann schlief, und wenn man schlief, war man glücklich. Nein, sie wollte ihn nicht wecken. Der Vollmond hoch oben am Himmel, die steinerne, starre, große Stadt, die glasige, endlos dahinrollende Fläche des Wassers, alles das zusammen machte sie fast schwindlig — und sie hatte plötzlich nur noch den einen Wunsch, die Augen zu schließen und mit dem Mond und mit dem dahinrollenden Wasser fortgetragen zu werden, weit fort aus dieser Welt.

Ihr Baby wurde immer schwerer im Arme. Der Strolch, der jetzt in seiner zusammengekrümmten Stellung nur noch aussah wie ein Bündel Lumpen, schlief fest. Sie aber konnte nicht schlafen. Eine verspätete Droschke eilte an ihr vorüber, und sie horchte den Tritten der Pferdehufe und dem Klappern der Räder zu, bis auch diese Laute verstummt waren. Die Stille um sie herum wurde jetzt fast hörbar, bis sie endlich von dem gemessenen, lauten Schritt des Schutzmannes, der seine Munde machte, unterbrochen ward. Esther erhob sich und ging ihm entgegen. Sie fragte ihn nach dem Wege zum Lambeth-Armenhause. Und als sie dann fortschritt in der Gegend nach Westminster zu, hörte sie, wie er mit harten Worten den schlafenden Strolch weckte und ihm barsch befahl, weiterzugehen.

### XX.

Dieserjenige Leute, die sich ihre Diensthöten aus dem Armenhause holten, wollten nie mehr als vierzehn Pfund pro Jahr geben, und damit konnte sie nicht die Pension für ihr Kind bezahlen. Die Vorsteherin war ihre Freundin geworden. Sie that, was sie konnte, aber das Gebot lautete immer: „Vierzehn Pfund, mehr können wir nicht geben.“ Endlich bot ein Kaufmann in Chelsea sechzehn Pfund pro Jahr, und gleichzeitig machte die Vorsteherin Esther mit einer Mrs. Lewis bekannt, einer einsamen Witwe, die sich bereit erklärte, für fünf Schilling pro Woche das Kind in Pflege zu nehmen. So blieben Esther drei Pfund pro Jahr für ihre Kleidung übrig, drei Pfund pro Jahr für sich selbst.

Welch ein unerhörtes Glück!

Der Laden des Kaufmanns stand sehr vorteilhaft an einer Straßenecke. Die Wohnung befand sich über dem Laden, und der Eingang zum Laden war im Kings Road.

Die Familie Bingley bestand ausnahmslos aus häßlichen, harten Menschen, die sowohl aus ihren Kunden wie aus ihren Diensthöten das Menschenmögliche herauszupressen wußten.



Mrs. Bingley war eine große, knöchige Frau mit kleinen, grauen Läckchen, die ihr zu beiden Seiten des Gesichts herabhingen. Wenn sie in ihrem schmierigen Schlafrock morgens in die Küche hinunterkam, um das Kochen zu überwachen, sprach sie stets mit einer verärgerten, strengen Stimme zu dem Mädchen. Sonntags trug sie immer ein schwarzes Atlaskleid, eine goldene Brosche und eine lange goldene Kette um den Hals. An diesen Tagen that sie dann äußerst vornehm, und wenn ihr Mann sie „Mutter“ nannte, erwiderte sie mit geispigtem Munde:

„So bemuttere mich doch nicht in einem fort!“

Mitunter war sie auch liebenswürdiger zu ihm, band ihm seine Krawatte und schob ihm den Kragen zurecht. Die ganze Woche hindurch trug der Hausherr das gleiche kurze Jackett. Sonntags aber erschien er stets in einem schlecht gemachten, langen, alten Gehrock. Seine lange Oberlippe war glatt rasiert, aber unterhalb des Kinnes trug er ein paar farblose Haare, die weder braun noch rot waren, sondern jenes häßliche Grün gelb aufwies, welches manches Haar beim Uebergang zum Ergrauen annimmt. Wenn er sprach, öffnete er seinen Mund sehr weit und schien sich nicht im mindesten der vielen Zahnlücken und der drei oder vier gelblich-schwarzen Stummel, die ihm noch übrig geblieben waren, zu schämen.

John, der ältere der beiden Söhne, war ein stiller, schweigsamer Mensch, der nichts so gern that, wie an den Thüren horken. Er behorchte die Unterhaltungen seiner Schwestern; die Esther mit dem kleinen Mädchen, das ihr gelegentlich ein paar Stunden in der Küche helfen durfte, und kauerte zu diesem Zweck ungeniert halbe Stunden lang auf der Treppe nieder. Er hatte auch eine Braut, und Esther dachte mitunter für sich, die mühte es wohl sehr nötig haben, um sich mit einem so widerlichen Menschen einzulassen. Wenn er mit ihr ausging, rief er ihr grob zu: „Komm, Amy!“ ging ruhig vor ihr zur Thür hinaus und bot ihr draußen nicht einmal seinen Arm. Wie Jungen und Mädchen nebeneinander herkschlendern, wenn sie aus der Schule kommen, so kam auch dieses Brautpaar stets von seinen Spaziergängen zurück. Subert, der jüngere Sohn, war ganz anders geartet. Er hatte weder das mürrische Wesen der Familie, noch die häßliche, lange Oberlippe. Er war der einzige rosige Punkt in diesem so grau in grau gefärbten Haushalt, und Esther hörte stets mit Vergnügen seine herzliche Stimme, wenn er von der Hausthür aus seiner Mutter zurief:

„Ich habe den Schlüssel, Mutter, es braucht keiner auf mich zu warten.“

Und die Mutter rief ihm dann zu:

„O, Subert! Komm nur nicht später nach Hause als elf Uhr! Du gehst doch nicht schon wieder zum Ball? Dein Vater wird sicherlich die elektrische Glocke an die Thür machen, um genau zu hören, wann Du nach Hause kommst.“

Die vier Töchter hatten sämtlich die lange Oberlippe der Familie und eine recht gesunde Gesichtsfarbe. Die älteste war die häßlichste.

Sie führte die Bücher für ihren Vater und buk die Kuchen in der Küche. Die zweite und dritte schienen nach Heiratskandidaten auszuspähen, und die vierte litt an hysterischen Anfällen oder Krämpfen. Das ganze Haus der Bingleys sah aus wie sie selber: nichtern, sauber und hart. Die Treppe war mit weißgrauem Filz belegt, und die von oben bis unten weiß gemalten Wände mußten stets vor Sauberkeit glänzen. In den Fenstern standen keine Blumen; aber die Büge an den Stores mußten stets in vollkommener Ordnung sein. Im Salon standen mehrere schwerfällige Tische, Stühle, ein Sofa und Särante; die Sessel waren alle mit weißen Decken belegt, und als Bierat standen eine Menge häßlicher Glas- und Porzellanvasen herum; auch ein Klavier war vorhanden, und jeden Sonntagabend mußte eines von den jungen Mädchen Choräle darauf spielen, zu welchem die ganze Familie im Chor mitsang.

Dies war das Haus, in welches Esther als Mädchen für alles mit einem jährlichen Lohn von sechzehn Pfund eintrat. Siebzehn Stunden täglich, also zweihundertdreißig Stunden in vierzehn Tagen, mußte sie waschen, scheuern, fegen, kochen, Gänge laufen und ununterbrochen arbeiten, ohne je auch nur einen Augenblick für sich zu haben. Jeden zweiten Sonntag durfte sie vier bis fünfhalb Stunden ausgehen. Ihre Ausgehzeit war nominell von drei bis neun. Aber es war ihr gesagt worden, sie müsse rechtzeitig zurück sein, um den Abendbrotstisch zu decken, und wenn sie einmal um fünf Minuten nach neun zurückkam, sah sie schon saure, strenge Gesichter und hörte Klagen und Beschwerden. Geld hatte sie gar keines. Ihr Vierteljahrslohn würde erst in vierzehn Tagen fällig sein,

und da dieser Termin nicht mit ihrem Ausgehsonntag zusammenfiel, konnte sie ihr Baby noch drei lange Wochen nicht besuchen. Seit einem ganzen Monat hatte sie ihn nicht gesehen, und eine fast unüberwindliche Sehnsucht nach ihm erfüllte ihr Herz. Die Sehnsucht, ihn in ihren Armen zu halten, ihn an ihre Brust zu drücken, seine weichen Babywangen an die ihren zu legen, seine dicken, weichen, warmen, fetten Füße in ihren Händen zu fühlen. Sie mußte denken, wie schnell die vier herrlichen Stunden der Freiheit vorüberfliegen, und wie dann zwei neue Wochen der Sklaverei beginnen würden. Zwanzigmal schon hatte sie sich resigniert und entschlossen, ihr Geschick zu ertragen, aber ebenso oft empörte sich ihr Herz dagegen. Endlich mußte sie sich selbst eingestehen, daß es ihr unmöglich sei, auf dies Vergnügen zu verzichten. Sie würde ihr Kleid zum Pfandleiher tragen; es war freilich das einzige, das sie besaß. Und was würde ihre Herrin dazu sagen? Aber gleichviel! Sie mußte ihr Kind sehen! Und wenn sie dann später ihren Lohn bekam, konnte sie ihr Kleid wieder auslösen und würde sich auch ein paar neue Stiefel kaufen. Und sie schuldete Mrs. Lewis schon einen ganzen Pfosten Geld.

Fünf Schilling die Woche — das machte dreizehn Pfund pro Jahr. Es blieben ihr somit nur drei Pfund pro Jahr für ihre eignen Stiefel und Kleider, die Fahrten hin und zurück zum Kinde und alle weiteren Bedürfnisse des Kleinen.

O, dachte sie, es ist nicht möglich, nicht möglich! Niemals kann ich das durchführen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Thielen Krifchans Wasserkur.

Eine OSTERGESCHICHTE aus der Lüneburger Heide  
von Erika Riedberg.

(Schluß.)

Eben schlug es elf Uhr vom Kirchturm. Der Nachtwächter tutete in sein Horn und begab sich auf den Hundgang.

Krifchan schlich leise über den Hof zum Pferdestall, sich den größten Tränkeimer, den er finden konnte, zu seinem Vorhaben zu holen.

Ganz von unheimlichen Vorstellungen erfüllt, sah er nun wieder geduldig auf dem Stein, zuweilen vor sich himmelmelnd, bald einen frommen Niederbers, bald den „Bötespruch“, dessen er sich zum Glück sicher erinnerte.

Dann wieder zerbrach er sich den Kopf, wo sein Buch hingekommen sein könne, und mitten in aller Unruhe fiel ihm ein, daß es der Bauer in seinem Säkran haben müsse, dem hatte er's vor Jahren mal gegeben. Na, jetzt war's zu spät, die Vorschrist nachzulesen, halb zwölf hatte es schon geschlagen.

Die Angst stieg ihm bis an die Kehle, aber keinen Moment dachte er daran, seinen Plan aufzugeben; er mußte helfen, wo sonst keiner mehr Rat wußte.

In diesen Augenblicken war Thielen Krifchan, der oft verhöhnte, aber gläubigste Krifchan ein Geld.

Jetzt drei kurze Schläge durch die stille Nacht: Dreiviertel!

Mit zitternder Hand griff er nach seinem Eimer, da wisperte es auch schon jenseits des Zauns.

„Bist dor? Denn kumm furns.“

Bevend reichte Krifchan erst den Eimer hinüber und kletterte mühsam nach.

Drüben knickten ihm fast die Beine ein. Gottsjämmerlich war ihm zu Rute.

„Na, nu man kregel (mutig), Krifchan,“ munterte ihn Peters auf.

„Knief de Dumen in. Id lat Did nich in 'n Stieh.“

„Peters, id segg Dir,“ prekte Thielen heraus, „wör't nich um de Gesundheit, id däh't nich.“

„Jo, jo, de Gesundheit is't aberst ok wert. Id segg immer, wenn de kauh örn Swanz verclarn het, denn markt sei irst, wa hei god tau wäfen is. Nu man los! Los, Krifchan, stief de Been! Kurajsch, alle Bengel, um wiß dat Mul hollen.“

Lauflos wie zwei Schatten schlüchen die beiden an den Mühlbach. Die feierliche Ruhe über der weiten, noch winterlich schwarzen Heide legte sich schwer und drückend wie ein Alp auf Thielens erregtes Gemüt. Der Schweiß perlte ihm von der Stirn, in angstvollen Schlägen pochte sein Herz gegen die Brust.

Mit dem ersten Glodenschlage bückt er sich zum Wasser. Da — ein eisiger Aufzug hat seinen Nacken gestreift — seine zitternden Hände lassen ums Haar den Eimer sinken.

Bevend am ganzen Körper versucht er's nochmals. Wieder der entsetzliche Hauch! Er weiß nun ganz genau, wer hinter ihm steht.

Seine Zähne schlagen klappernd zusammen, er fällt am Rand des Baches in die Knie, und so, während der letzte Schlag der zwölften Stunde durch die Nacht verhallt, schöpft er das heilungverheißende Osterwasser.

Minutenlang bleibt er wie von Grauen gelähmt, beide Hände an den Eimer vor sich gestützt, auf den Knien. Als aber zum dritten-



mal die Kälte über seinen Nacken hinweg, raffte er sich schauernd zusammen, und mit krampfhaftem Griff den kostbaren Eimer packend, raste er, die Augen starr geradeaus gerichtet, dem Hof zu.

Er sah nicht, wie Nachtwächter Peters lachend ein langes Pfeifenrohr wieder unter seinem Mantel verbarg. Diesmal hatte der Teufel gründlich gepustet.

Die Bäuerin war nach einer vielfach gestörten Nacht noch etwas eingeschlafen.

Der Bauer lag citronengelb, in fürchterlichster Laune in seinem Bett.

Er hatte sich das Gesangbuch reichen lassen, nach alter Gewohnheit am Sonntagmorgen ein paar Verse zu lesen.

Jedoch die Osterlieder klangen ihm heute wie Hohn. Er, der Schmerzgeplagte, dem Grabe Zuschreitende, vermochte nicht mit einzustimmen in den Jubel.

Bitter bereute er in dieser Stunde, aus lauter Eigensinn und Bosheit dem Arzt stets zuwidergehandelt zu haben. Nun war's zu spät, nun mußte er dran glauben.

Seufzend schlug er das Gesangbuch zu.

Da öffnete sich langsam die Thür.

In einer Hand einen Stalleimer, in der andern eine messingne Wasserkelle tragend, trat Thielel Krischan ein. Er war in seinem besten, schwarzen Abendmahlsganzug, sein Gesicht trug den Ausdruck höchsten, feierlichsten Ernstes.

Stumm kam er an das Bett, und ohne des Bauern erstaunte Frage: „Wat wutt De denn maken, Krischan?“ zu beantworten, schlug er die Bettdecke am Fußende zurück, tauchte die Kelle in den Eimer und, indem er eintönig murmelte:

„Id doh did böten,

De Dübel schall din Behdag fräten“,

goß er abwechselnd auf jedes der kranken Beine eine Kelle voll Wasser.

Der Bauer kreischte wie am Messer.

„Hür up! Gest dwerfnapp? Hür up, verdreihst Gundi!“

Krischan murmelte und füllte ungerührt weiter. Das Bett schwamm im Umsehen. Dem Bauern traten vor Angst und Wut die Augen fast aus dem Kopf.

Es gelang ihm schließlich, die so lange bewegungslos gewesen Beine hochzuziehen, jedoch Krischans Kelle folgte erbarmungslos, und während vorher nur die Füße naß geworden, lief ihm jetzt das Wasser auch über den Leib.

„Id doh did böten,

De Dübel schall —“

Da fiel Thiele die Kelle aus der Hand. Mit ungeheurer Anstrengung war der Bauer aus dem Bett gesprungen.

Rechts und links fausten ein paar klatschende Ohrfeigen auf Krischan nieder.

„Du verfluchten Satanstiel, wutt Du mid versupen? Kannst nich afflöwen, bett id affschuwen dauh?“

Krischan ließ ihn ruhig prügeln und schimpfen. Seine hellblauen Augen starrten in andachtsvollem, unbegrenztem Staunen das Wunder an.

Der Bauer aus dem Bett! Ganz stuhr auf den kranken Beinen!

Kein, so schnelle Besserung durch sein Heilwasser hätte er doch nicht für möglich gehalten.

Nur das Gesicht, das sah noch schlimmer aus.

Blitzschnell bückte er sich — und klatsch fuhr dem Kranken ein voller Guß über den Kopf.

„Tau Hülp, tau Hülp!“ brüllte Tietge — wie vom Schlag getroffen fiel er rücklings auf das Bett nieder.

„Herr du mein Gott, wat giwt 't denn?“

Notdürftig einen Untertod übergeworfen, stürzte die Bäuerin herein.

Krischan sprang ihr entgegen.

„Id hew om bött. Güt nacht Klok twölwen hew 'd 't Osterwater halt. Mächtig het 't hulpen. Glicks kumm hei up de Been un rut ut 'n Bedd!“ flüsterte er eifrig.

Die Frau rang entsetzt die Hände.

„Natt gaten best om? Jezus, Jezus, wa süht hei ut! Sei is an 'n Starwen! Mak furns, hal 'n Dutter! Spann anl De Föh. Nat sei lopen, as sei kunn!“

Krischan stand starr.

„An 'n Starwen is hei? Elinmer is 't wur'n?“ fragte er stotternd vor Schred.

„Kannst nich lieten? Gest schön wat anrieh mit Din oll Spölewart. Mak hen, hal furns 'n Dutter!“

Indes Krischan niedergedonnert, aus allen Himmeln gerissen, wie besessen zum Arzt jagte, brachte die Bäuerin mit Hilfe des zweiten Knechtes und der Mädchen den Kranken in ein trodenes Bett.

Schwer ächzend, beängstigend nach Lust ringend, lag er da. Gesprochen hatte er noch nicht, nur einmal, als er bemerkte, daß sich die Stube mit Neugierigen füllte, sagte er ärgerlich:

„Nutt mit Jud!“

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht von Thielel Krischans Heldenthat und ihrem bösen Ausgang im Dorf verbreitet.

Auch Nachtwächter Peters war gekommen. Sein runzeliges, schlaues Gesicht, in dem die kleinen, listigen Augen sonst so pfiffig zwinckerten, sah heute ganz ernst und teilnahmsvoll aus.

Er schien ordentlich aufzuatmen, als er den Kranken nicht, wie die Bäuerin ziemlich verständlich flüsterte, „halb an 'n Starwen“

sand, sondern er hielt diesen nach seiner inneren Ueberzeugung, und er hatte viel Erfahrung in dieser Hinsicht in einem langen Leben gesammelt, durchaus nicht für unrettbar.

Er ging der Frau mit vernünftigen Ratschlägen zur Hand, erbot sich auch, bis zur Ankunft des Arztes dort zu bleiben, und versuchte vor allem für Ruhe zu sorgen, denn ein ganzer Menschenhaufen stand noch immer fragend und sich verwondernd herum, dem Kranken zum sichtbaren Aerger.

In all diese Aufregung hinein klang auf einmal voll und feierlich die Kirchenglocke. Und was allem Zureden Peters' und der Bäuerin nicht gelungen war, brachte ihre Stimme im Nu fertig.

Augenblicks war Tietges Hof und Haus leer und ruhig; dafür wimmelte der Kirchsteig von groß und klein.

Gerade wurde der Schlüsselchoral angestimmt, da jagte Krischan, neben sich der Doktor Hinge, mit dampfenden Pferden auf den Hof.

Er nahm sich kaum Zeit, die schweißkriesenden Tiere, deren Wohl ihm sonst so am Herzen lag, in den Stall zu bringen. Eilig schlich er hinter dem Arzt her in die Stube, wo diesem von der Frau die wunderliche Geschichte nochmals auseinandergesetzt ward.

Indes der Arzt die Untersuchung vornahm, kam Peters zu Krischan heran.

„Id hew 't jo seggt, de Dübel wör in 't Späl. Nu süh dütt mol an,“ flüsterte der ihm gedrückt zu.

„Gest om denn wedder seihn?“ konnte sich der alte Sünder nicht enthalten zu fragen.

„Nee, aber sählt!“ war Thiele's kurze Antwort.

Nun horchten beide angestrengt, was der Doktor sagte.

Dieser hatte den Kranken genau untersucht und gab der Frau seine Verordnungen.

Auf ihre angstvollen Fragen erwiderte er:

Es sei allerdings ein heftiger Rückfall eingetreten. Er verlange strenge Befolgung aller Anweisungen, sonst stehe er für nichts.

Es brauchte ja keiner zu wissen, daß er bei sich dachte, der kalte Guß könne, wenn die Folgen der großen Aufregung ohne Gefahr vorübergingen, gar nicht so viel schaden, er habe im Gegenteil das Gute zuwege gebracht, den alten Eisentopf mürbe zu machen, der nun ganz zahm und weichmütig, gehorsam seinen Befehlen nachkomme würde.

Krischan und Peters folgten dem Doktor auf die Diele.

„Nutt hei starwen, Herr Dutter?“ fragte ersterer voller Schreden.

Dem Arzt that der große, treuherzige Mensch leid.

„Nein, wenn aufgepaßt wird, nicht,“ beruhigte er ihn.

Die Last, welche bei diesen Worten heimlichweise von Nachtwächter Peters Seele fiel, war wohl nicht minder groß, als die seines kindlich vertrauenden Genossen.

„Uppassen?“ wiederholte Krischan hoffnungsvoll. „Dor schall 't nich an sählen!“ setzte er entschlossen hinzu.

Und er packte auf.

Den ganzen Osterfonntag wich er nicht aus dem Hause. Sobald der Bauer einmal einschlief, schlich er in die Krankenstube, setzte sich still zu Häupten des Bettes, wo er nicht von ihm gesehen werden konnte, und hielt gewissenhafte Wache. Der Frau war's schon recht.

Sie selbst war todmüde von aller Last und Aufregung, wußte auch, daß sie keinen besseren Wärter als Krischan finden konnte.

Er mußte sich nur möglichst hüten, dem Bauern vor die Augen zu kommen, sonst ging bei dem die Wut wieder los.

Jetzt am Abend war Tietge nach starkem Schweiß endlich fest eingeschlafen.

Krischan sah noch immer auf einem Schemel am Kopfende des Bettes.

Die matt brennende, kleine Lampe stand hinter einem als Schirm aufgerichteten alten hannoverschen Landestafelender.

Krischan wachte und grübelte.

Es ging ihm nicht aus dem Sinn, warum das Wasser erst so schnell half und dann mit einem Male alles so verschlimmerte.

Ob irgend etwas beim Schöpfen versehen war? Gesprochen hatte er doch nicht, trotz seiner furchtbaren Angst, als das Pustien angefangen.

Wenn er nur das Buch hätte, um mal nachzulesen, ob alles seine Richtigkeit gehabt, so, wie er's ausgeführt.

Dort in jenem Schrank verwahrte der Bauer Gesangbuch, Bibel und was er sonst noch Gedrucktes besaß. Wenn irgendwo, so mußte es dabei sein. Nachsehen wollte er nun. Der Kranke schlief ja fest. Bescheiden streifte er die Schuhe von den Füßen, stand geräuschlos auf und schlich auf Strümpfen an den Schrank.

Leise öffnete er die nur angelehnte Thür, und richtig, in einer Ecke unter einem Stoß alter Zeitungen, welche wohl der Märkte und Viehverlaufsanzeigen wegen aufgehoben wurden, lag sein lang gesuchtes Eigentum. „Niederländische Sagen und Erzählungen“ stand auf dem Umschlag.

Fast hätte er vor Freude aufgeschriekt. Eilig ging er an den Tisch zurück und schlug das Buch auf.

So ziemlich nach der Mitte zu, meinte er sich zu erinnern, mußte es stehen. Blatt um Blatt wandte er um. Jedes zeigte Spuren vielfacher Lektüre, die Eden waren braun vom Umblättern mit angefeuchtetem Finger, wozu augenscheinlich Tabaksaft einen Teil des Materials geliefert.

Hier, Seite hundertundneunzig, da stand's.

„In der Osternacht, Schlag zwölf Uhr, muß eine Jungfrau stillschweigend an ein fließendes Wasser gehen und —“

Starr hasteten Thielel Krischans Augen auf dem verhängnis-



vollen Wort. Der Kopf sank ihm auf die Brust, wie ein schweres Kreuz kam es aus seinem vor Schrecken offen gebliebenen Munde:  
 „Ja bin twors min Leidvog 'n ornlichen Kiel wäjen — aberst 'n Jungfrau —! Rec. nec, so wat!“ —

## Kleines feuilleton.

gc. **Hafencier.** Einem alten Volksglauben nach legen zu Ostern die Hasen Eier, aber man glaubt daran nur scherzweise; um so interessanter ist es, daß in der Naturaliensammlung zu Ansbach „Hafencier“ aufbewahrt werden, zu denen ein Protokoll vorhanden ist, das sich bemüht, darzutun, jene Eier habe wirklich ein Hase gelegt. Das merkwürdige Schriftstück lautet wörtlich:

„Protokollum. Actum Onobach vor dem Herrschafft. Jäger Haus den 28. July 1758. Nachdem von dem herrschafft. Wildmeister Holz zu Fuß die Anzeige geschähen, daß bei dem Förster Fuhrmann zu Solnhofen ein Haas, den er als jung ausgezogen, eckliche Eier gelegt haben soll, und solche Sache, weil es als eine sehr seltener Begebenheit und große Rarität Serenissimo untertänigst vorgebracht worden, als haben Höchstgedacht dieselben befohlen, ersagten Förster den Befehl zuzufertigen, daß er sogleich nach dessen Empfang den Haasen nebst den Eiern wohlverwahrt anhero bringen und sich darüber ad Protokollum vernehmen lassen solle, damit solche Eier nebst dem Haasen, der sie gelegt, in der Künstkammer zur Rarität aufbewahrt und diese seine Aussage als ein glaubwürdiges Attestat beigelegt werden könne. Solchemnach findet sich gedachter Förster zu Solnhofen, Rahmens Joh. Friedr. Fuhrmann, 62 Jahre alt, geziemend ein und sagt auf Befragen beim Jagdsekretariat pflichtmäßig aus: Er habe den Haasen, als er anno 1755 mit seiner Frau, welche aus Langenalthem gebürtig, am Bartholomä auf dasige Kirchweih gegangen, unterwegs an einer Eichen auf einer Pfälzchen Wildfuhr in der s. g. Haart gefangen und mit nach Haus getragen. Diesen Haas, den er mit Samen und Getreid aufgezogen, sehe so groß als eine andere Häs in der Bildnis geworden, und habe das fröhe Jahr darauf im Monat März in einer alt hölzernen Truhe, worein er beständig gesperrt gewesen, ein Eh, sowie ein kleines Hühnerch gelegt. Anno 1757 auch im Monat März habe solcher das 2. und im Monat April das 3., dann anno 1758 in obiger Zeit in etlichen Wochen das 4. und 5. Eh gelegt, welche 4 letztere ganz rund geformt gewesen. Von dieser 5 Eiern habe ein Herr Reichs-Erbmarschall Graf Pappenheim geöffnet, worinnen nichts als weißes Wasser gewesen, und eines habe Herr Forstmeister von Drechsel zu Wendelstein bekommen, die übrigen 3 aber habe er nebst der Häs in, die sie gelegt, nach Triessdorf abgeliefert. Endet hiermit seine Aussage unter dem Zusatz, daß er solche im Falle Verlangens ebdlich erhärten könne und wurde, nachdem er sein Protokoll zu mehrere dessen Bekräftigung eigenhändig unterschrieben, dimittiert: ut supra. Franz Schilling. Joh. Friedr. Billig. Joh. Friedr. Fuhrmann.“ —

## Kunst.

es. Im Künstlerhaus sind in einem der Seitenkabinette einige Malerinnen versammelt, die alle bis zu einem gewissen Grade als talentvoll bezeichnet werden müssen. Ja, bei einigen meint man hier und da sogar Anzeichen zu entdecken, die auf eigenes, künstlerisches Sehen hindeuten. Und wohlthuend ist der Gegensatz dieses Strebens zu den platten Geschmacklosigkeiten, die sich hier in so schönen Räumen breit machen. E. Siebert versteht lebendige Porträts hinzustellen. M. Slavona beobachtet gut ein paar Kagen und setzt deren Weichheit und Schmiegsamkeit in Farbe um. F. Stort giebt eine gut empfundene Landschaft, in der rote Dächer als farbiger Accent die Monotonie durchbrechen. D. Weiß nötigt Achtung ab mit einem sehr fein arrangierten und wiedergegebenen Stillleben. O. von Voynanska widmet sich dem Porträt. J. Gerhards erweitert das Porträt zu stimmungsvollen Seelenbildern. Die beste unter ihnen, die kräftigste, Käthe Kollwitz, ist mit feinen Kinderstudien vertreten. —

## Aus dem Tierleben.

— **Hühnerhabsicht und Rehsiep.** Vor einigen Tagen befand ich mich — so erzählt Herrm. Goeke im „Hubertus“ — zum Revidieren der Eisen im Revier und stand gerade bei einem, als ein größerer Raubbogel 100 Schritte vor mir im Bestande aufblodte. Da ich unbedeckt stand, mußte er mich unbedingt eräugt haben; trotzdem bewegte ich mich zwei Schritte langsam hinter den nächsten Baum und suchte dort sofort meine Andrae-Hofenadlsche Platte hervor, die ich stets bei mir führe. Nach einigen Minuten brachte ich einige leise Töne mit ihr hervor; nichts rührt sich. Noch zwei, drei, viermal siepste ich, ohne daß der Raubbogel, den ich hinter dem Stamme hervor beobachtete, sich rührte. Beim fünften Piepen strich aber der Räuber plößlich ab, beschrieb einen Bogen und blodte auf einer Eiche, kaum 40 Schritte von mir entfernt, auf. Ich hatte ihn bereits mit angeblichem Drilling erwartet, schoß ihn sofort herunter und konnte ihn nun als weiblichen Hühnerhabsicht ansprechen. Wenn ich auch genug erlebt habe, daß Raubbogel gern auf das Rehsiep zusteuen, so war ich in diesem Falle doch sehr erstaunt, daß der sonst so scharfe Habsicht, obgleich er mich zweifelsohne eräugt haben mußte, so dicht an mich heran kam. Wie schon häufig, kann ich den Waidgenossen nur

empfehlen, das Rehsiep im Revier stets bei sich zu führen und in der Zugzeit der Raubbogel ausgiebig von ihm Gebrauch zu machen. Die meisten Jäger ahnen gar nicht, was alles auf dasselbe zusteuet und wieviel interessante Beobachtungen man mit Hilfe dieses Instruments machen kann; sind mir doch verschiedentlich sogar Eichhörnchen auf das Piepen gesprungen, und dabei konnte ich an dem den Eichhörnchen eigentümlichen Murksen feststellen, daß sie von weiterher heranliefen, indem sie mandmal das grüne Blätterdach des Waldes oder auch den Boden zur Annäherung benutzten; häufig kamen sie in voller Flucht, dabei ständig murksend. —

## Humoristisches.

— Aus Gendarmerie-Anzeigen. „... Da ich wußte, daß sich die Beschuldigte bei jedem Dred über die Polizei beschwerte, behandelte ich sie diesmal direkt human.“  
 „... Was weiter geschah, konnte Mitrubritat infolge seiner bei der Schlägerei verlorenen Geistesgegenwart nicht mehr angeben.“ —

— Der Mitschöpfer. In einer kleinen Provinzstadt wird vom Musikverein „Die Schöpfung“ aufgeführt. Bei Proben und Ausführung wurde ein Mann verwendet, der die Notenpulte usw. aufzustellen hatte. Nach der Aufführung bekommt der Verein folgende Rechnung:

„An der Schöpfung 3 Tage mitgeholfen, macht 9 M. 50 Pf.“ usw. —

— Einfach. „Beschalt ist denn Deine Frau so wütend!“  
 „Zuerst hat sie sich über das Dienstmädchen geärgert, dann hat sie sich über mich geärgert, weil ich mich nicht über das Dienstmädchen geärgert habe, und jetzt ärgert sie sich über sich selber, weil ich mich darüber geärgert habe, daß sie sich über das Dienstmädchen geärgert hat. Ist doch fürchtbar einfach! Nicht wahr?“  
 („Jugend“.)

## Notizen.

— Siegfried Wagners neue Tondichtung „Bruder Lustig“ wird in Hamburger Stadtheater die Erstaufführung erleben. —

— Im Elberfelder Stadttheater hatte die dreistaktige Oper „Roanga, Scene aus dem Negerleben“ von Frederik Delins bei der Erstaufführung einen starken Erfolg. —

— Die Hans am Ende-Ausstellung bei Keller u. Neimer ist bis zum 7. April verlängert worden. Samstag und Ostern bleiben die Ausstellungsräume geschlossen. —

— Die Münchener Jahres-Ausstellung für 1904 im Glaspalast wird, wie bisher, am 1. Juni eröffnet und Ende Oktober geschlossen werden. Der Termin für Anmeldungen läuft bis zum 30. April; die Einlieferung der Kunstwerke hat in der Zeit zwischen den 10. und 30. April zu erfolgen. —

— Für die Fischerei muß gegenwärtig die Nordsee als eines der wichtigsten Gewässer der Erde bezeichnet werden. Der Wert der in der Nordsee jährlich gefangenen Fische wird, nach dem „Globus“, auf 146 Mill. M. angegeben. Den Löwenanteil beansprucht davon Großbritannien mit etwa 114 Mill. M., wovon 29 Millionen auf Schottland kommen. Im sehr weiten Abstände erst folgen Holland mit 19, Frankreich mit 12,5, Deutschland mit 10, Norwegen mit 8,8, Belgien mit 3,1 und Dänemark mit 1,6 Mill. M. Die jährliche Ausbeute ist auf 17½ Millionen Centner Fische geschätzt. Nimmt man den Flächeninhalt der Nordsee zu rund 550 000 Quadratkilometer an, so ergibt sich pro Quadratkilometer aus der Fischerei ein Nutzungswert von etwa 285 M. —

— Für die Verteilung von Kreuzottern sind in den Regierungsbezirken Danzig, Stettin, Köslin, Stralsund, Merseburg, Lüneburg, Aurich und im Landespolizeibezirk Berlin an Prämien aus amtlichen Mitteln in den Rechnungsjahren 1900, 1901 und 1902: 8942,50, 8874,50 und 13 894,25 M. für 36 060, 35 452 und 57 441 Stück verteilte Kreuzottern bezahlt worden. Davon entfallen auf den Regierungsbezirk Köslin: 7730, 7356,50 und 10 960,50 Mark für 30 920, 29 425 und 43 842 Stück verteilte Kreuzottern. —

c. Radium als eine Gefahr für die Post. Ein schwieriges Problem wird die Post, wie ein englisches Blatt schreibt, in der Beförderung von Radium zu lösen haben. Jetzt wird Radium mit der Post ohne jedwede Vorsichtsmaßregel versandt, so daß es in Berührung mit Gegenständen kommen kann, die durch die Strahlen beschädigt werden können. Photographische Platten und Bromidpapier werden unbrauchbar gemacht, wenn sie nur wenige Augenblicke innerhalb eines Meters Abstand von einem Paket liegen, das einen unendlichen kleinen Bruchteil Radium enthält. Da die Strahlen nicht auszuschießen sind, wie gut und wie oft das Radium auch verpackt sein mag, so werden die Postbehörden es möglichenfalls nötig finden, daß alle Pakungen, die Radium enthalten, mit Aufschrift versehen sind, damit sie von Paketen mit photographischen Gegenständen ferngehalten werden. —